

An normalen Wochentagen enthält die Zeitung über 100, an Sonntagen 300 bis 500 Seiten. Vor mir liegt die Nummer vom 16. November 1952, eine von den ganz gewöhnlichen. Sie zählt:

Sektion	Seiten
1: Nachrichten	112
2: Drama, Film, Musik	36
3: Finanz- u. Geschäftsnachrichten	16
4: Revue der Woche	10
5: Sport	14
6: Magazin	80
7: Bücherblatt	56
dazu Kinder-Bücherblatt	48
8: Liegenschaften („Real Estate“)	24
9: Klassifizierte Anzeigen	18
Total	414

Was kostet dieses massive Buch von 400 Seiten in Großformat, das der Leser jede Woche erhält? 25 Cents!

Eine solche Leistung ist natürlich nur möglich bei einem großen Umfang an *Inseraten*. Obschon die New York Times weder die größte noch die sensationellste Zeitung ist, hat sie doch weit aus die meisten und wirksamsten Inserate. 1951 druckte sie nach ihren eigenen Angaben 41223199 Zeilen Inserate — 5,6 Millionen mehr als irgendeine andere New-Yorker Zeitung. Allein im Jahre 1951 gewann sie über das Vorjahr hinaus 1,65 Millionen Zeilen Zuwachs, während die meisten andern Zeitungen an Inseraten verloren und nur zwei andere Zeitungen einen Zuwachs von zusammen 650000 Zeilen buchen konnten. Seit 33 Jahren hat die NYT am meisten Anzeigen und deckte 27 % sämtlicher Inserate der Stadt überhaupt. Dabei ist das äußere Bild der Zeitung ruhig und angenehm, viel ruhiger und würdiger als zum Beispiel das der meisten Pariser Zeitungen.

Wer hat diese Zeitung geschaffen?

Vor etwas mehr als 50 Jahren kaufte Adolph Ochs, der Sohn einer jüdischen Auswanderer-Familie aus der Gegend von Nürnberg die Zeitung um ganze 75000 Dollars. Ganz unten als junger Drucker anfangend, hatte er mit 250

Dollars die Hälfte des Anteils an einer kleinen Provinzzeitung gekauft und sie durch Arbeit und Geschick zu einem ansehnlichen Blatt gemacht. Dann wagte er sich als 38jähriger Mann an die New York Times, die um jene Zeit am Bankrott war und monatlich 10000 Dollars verlor.

Mitgeschaffen hat die Zeitung aber vor allem der amerikanische Leser, der für die sachliche, tatsachengesättigte, unverdrehte und ungeschminkte Berichterstattung dankbar war und sie durch steigende Treue und aktives Wohlwollen belohnte. Das kennzeichnet ihn. Seinetwillen lohnte es sich, die obigen Einzelheiten mitzuteilen, die bloß um des geschäftlichen Erfolges willen nicht niedergeschrieben worden wären.

Jakob David

Die brennende Grenze

Wenn sich der deutsche Katholizismus in diesem Jahre anschickt, das Gedächtnis des Angelsachsens Winfried-Bonifatius zu feiern, dann findet er sich fast vor der gleichen Grenzlinie, vor der auch der Glaubensbote stand, vom mainfränkischen Land hinauf über Thüringen, der Elbe entlang bis Lübeck, damals die Grenze einer Kultur, heute die brennende Grenze mitten durch ein Volk. Als Humanist und gebildeter Angelsachse mochte er wohl manchmal mit Unbehagen hinüberschauen in das Gebiet der „Winden, des abscheulichsten und verruchtesten aller Erdenvölker“ (Br. 73, ed. Tangl S. 140). Und doch war es letztlich auch sein Werk, daß „dort drüben“ später die Gottesburgen von Naumburg und Magdeburg, von Halle und Merseburg, und wie sie alle heißen bis weit hinauf ins Baltikum und in den weiten Osten hinein entstanden. Nur weil er die Kirche der Altstämme so kräftig dem Bischofsstuhl Roms verband, wuchs ihnen die Kraft, nicht nur als Eroberer, sondern als Träger einer großen Kultur nach Ostland zu reiten und dem formlosen Raum Antlitz und Gepräge zu geben mit den

Mauerkronen der Städte und den Burgen der Dome.

Des Bonifatius Treue zu Rom war wohl der Grund, warum die Männer um Graf Stolberg und Döllinger dem Verein, den sie zur Hilfe der Katholiken in den protestantischen und gemischten Gegenden gründeten, den Namen des großen Erzbischofs gaben. Am 4. Oktober 1849 wurde der Verein auf dem 3. Deutschen Katholikentag zu Regensburg gegründet. Gebet und Almosen sollten die hauptsächlichen Mittel der Unterstützung sein.

Mochte auch der 1842 ins Leben gerufene Gustav-Adolf-Verein, der sich ähnliche Ziele für die protestantische Minderheit gesetzt hatte, in etwa Vorbild für den neuen Verein sein, so war es doch vor allem das neu erwachende katholische Selbstbewußtsein, ohne das der Verein wohl undenkbar gewesen wäre. Er war keineswegs als gegen-reformatorisches Mittel gedacht. Er wollte den Katholiken, die in protestantischen Gegenden wohnten, helfen, ihren angestammten Glauben zu bewahren. Schon begann die erste große Binnenwanderung in Deutschland, herbeigeführt durch die zunehmende und immer stärker anwachsende Industrialisierung. Aber im großen und ganzen war der Besitzstand der beiden großen Konfessionen, wie er seit dem Westfälischen Frieden bestanden hatte, unverändert geblieben.

Das hat sich grundlegend erst mit dem Jahr 1945 geändert. Millionen von Katholiken wurden zwangsweise in bisher rein protestantische Gegenden eingewiesen, so daß heute rund 6,2 Millionen Katholiken unter 42 Millionen Nichtkatholiken wohnen. Das bedeutet, daß sich der katholische Bevölkerungsanteil in manchen evangelischen Gegenden, etwa in Schleswig-Holstein, verdoppelt hat. Welche Zahl an neuen Gotteshäusern, Unterrichtsgelegenheiten, Priestern, Seelsorgshelfern usw. das fordert, ersieht man aus den Angaben des Bonifatiusvereins, wonach seit 1946 bis heute 753 neue Gotteshäuser errich-

tet wurden und daß trotzdem noch an 7163 Orten Notgottesdienst gehalten werden muß, in Gasthofsälen, in Kinoräumen und in Notunterkünften. Erschütternd wirken diese Berichte von Priestern und Seelsorgshelferinnen, die oft unter Aufbietung ihrer letzten Kraft ihren Brüdern im Glauben helfen.

Und doch liegt die eigentliche Not der Diaspora viel tiefer. Ihr größter Teil, Sachsen, Thüringen, Sachsen-Anhalt, die Mark Brandenburg mit dem Restteil von Pommern, Mecklenburg und der Restteil von Breslau, ist vom katholischen Hinterland des deutschen Westens und Südens abgeschnitten. Die Zahl der Katholiken in diesem Gebiet ist von 905363 (1939) auf 2110507 (1946) gestiegen. Von den 1220 Geistlichen der Ostzone sind viele wegen Überalterung den Anstrengungen der Diasporaseelsorge nicht mehr gewachsen. Die große Gefahr, der die Katholiken der Ostzone ausgesetzt sind, besteht darin, daß das Gefühl der Verlassenheit sie überfällt, daß sie meinen, sie seien von den westdeutschen Katholiken abgeschrieben. Aber auch heute noch können die Westdeutschen durch Gebet und Almosen an den Bonifatiusverein ihre Brüder im Osten unterstützen. Sie, die so vielfachen Bedrängnissen ausgesetzt sind, von denen noch die geringste die mißliche materielle Lage ist, müssen wissen, daß ihre Sorge um ihre Kinder unsere Sorge ist, daß ihr Ringen um die christliche Gestaltung des Lebens von uns mit allen verfügbaren Kräften unterstützt wird.

Die Brüder im Osten sind in Gefahr. Und doch könnte es sein, daß, auf weitere Sicht gesehen, wir im Westen größerer Gefahr ausgesetzt sind. Jedes Geschehen in der Zeit ist ein Anruf Gottes. Zum erstenmal seit einem guten Jahrtausend sind die Besitzverhältnisse zwischen Deutschen und Slawen in größerem Umfange wieder in Fluß geraten. Die Fragen, die von uns zu lösen sein werden, können nicht allein um materiellen Besitz gehen, nicht nur um Heimkehr oder nicht, nicht nur um

diese oder jene Grenze. Die geistigen Kräfte, die diese Völkerwanderung der Slawen und Deutschen in Bewegung gebracht hat, rufen nach einer Auseinandersetzung. Wollte sich der deutsche Katholizismus in eine allzu naheliegende Restauration des einstigen bürgerlichen Katholizismus verkapseln, dann hätte er vielleicht seine weltgeschichtliche Aufgabe in dieser Stunde versäumt. Vielfältig sind die Stimmen im Chor der slawischen Völker, und es sind gewiß nicht nur Mißklänge, sondern Töne von einer Reinheit und Kraft, wie sie sich uns im Westen schon lange nicht mehr formen. Wer sollte sie hören, wenn nicht der gesamtdeutsche Katholizismus, von dem die kleine Schar der Rucksackpriester und verlassenen Gläubigen an der Nahtstelle dieser Begegnung lebt? Es ist also nicht so, daß nur der westdeutsche Katholizismus der Diaspora des Ostens zu geben hätte; das vielleicht wichtigere Geschenk kommt von den Brüdern aus dem Osten: die echte und bleibende Begegnung mit den slawischen Völkern in der Gemeinschaft der einen Kirche. Wenn der Rhein ein deutscher Schicksalsstrom ist, dann nicht minder die Donau und die Elbe. Stärker als jede künstliche Grenze ist der Wille, sie zu überwinden. Auf die Dauer werden die Wachtürme morsch, und auch über Bunkern wächst Moos; denn das Leben ist stärker als die Grenze, auch wenn sie kahlgeschlagen ist und brennt. Oskar Simmel S.J.

Vernunft und Religion in der Antike¹

Gibt es eine Ehe zwischen Vernunft und Religion in dem Sinne, daß die erste als mitbegründendes Wesenselement in die zweite eintritt? Sie ist — soweit menschliche Vernunft in Frage kommt — unmöglich, wo Religion ihrem Inhalt nach übernatürliche Offenbarung Gottes ist, also im Christentum. Sie ist

¹ Vgl. dazu „Antikes und christliches Geschichtsdenken“, in dieser Zeitschrift Bd. 153 (Januar 1954) S. 274 ff. und ebd. „Gottesstaat und Weltzeit“ (März 1954) S. 449 ff.

auch nicht möglich, wo Religion bis ins tiefste durchflochten ist von den mythologischen Schöpfungen des Menschengeistes. Aber eben die „Entmythologisierung“ kann Aufgabe der Vernunft sein; sie setzt ein, wo die mythologische Daseinsdeutung und Weiterklärung dem erwachenden Geiste nicht mehr genügt. Aber Kritik, Entzauberung, ist nicht das Höchste; Vernunft kann der durch die „Aufklärung“ gefährdeten Frömmigkeit auch neuen Boden schaffen, wenn sie von echtem Seinsdenken erfüllt ist und den in ihr angelegten metaphysischen Drang entfaltet. Historisch ist uns ein solcher Fall im philosophischen Genius der Griechen überliefert. Dieser verbündete sich auf den Höhepunkten seines Schaffens jeweils innigst mit der Religion, indem er sie neu begründete oder doch zu begründen versuchte.

Der Brückenschlag zur Transzendenz ist nicht nur für das religiöse und sittliche Leben des einzelnen belangvoll, sondern auch für die Lebensformen der menschlichen Gesellschaft. Denn in ihm oder im Versuch zu ihm drückt sich das Wesen der höheren Religion aus. Sie ist die Brücke, „durch die der Bereich der Kultur zur transzendenten Wirklichkeit geistigen Seins in bewußte Beziehung tritt“.²

Im klassischen Hellas der großen Epiker und Dramendichter, der Bildhauer und Baumeister spannte sich der Brückenbogen wohl aus der Unruhe der bürgerlichen Alltäglichkeit in ein Reich der Schönheit und seligen Götter hinüber, aber es blieb auch in den erhabensten Werken meist fraglich, ob dieses „andere Ufer“, an dem die Grazien spielten und die vergöttlichte Menschlichkeit großer Helden in verklärter Gestalt wandelte, wirklich ein anderes war, ob man nicht in Wirklichkeit bei sich daheim im Lande geblieben war, auf der vielgliedrigen hellenischen Halbinsel mit ihrem Götterberg.

Deswegen geriet der ganze himmlische Königshof mit fortschreitender Bil-

² Christopher Dawson, Religion und Kultur, Düsseldorf 1951, L. Schwann S. 259.